

Zeitschrift: Archiv für Tierheilkunde
Herausgeber: Gesellschaft Schweizerischer Thierärzte
Band: 13 (1844)
Heft: 4

Buchbesprechung: Literatur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VII.

L i t e r a t u r.

Die Blutkrankheit der Schafe und die derselben ähnlichen Krankheiten vergleichend beschrieben, von D. Delafond, Professor an der königl. Thierarzneischule in Alfort. Aus dem Französischen bearbeitet von Dr. C. H. Hertwig, Prof. der Thierarzneischule zu Berlin. 1844. gr. 8. S. 139.

Die Entstehung dieser Schrift ist, wie sich der Verf. derselben in der Vorrede zu ihr ausspricht, dem Verlangen der Bezirke Orleans und Pithiviers (Loiret) an den Minister des Ackerbaues und des Handels, einen Professor der Thierarzneischule dahin abzuordnen, zu verdanken, und die Uebersetzung durch Prof. Hertwig findet vollkommen ihre Rechtfertigung in der Verwirrung der Begriffe, welche bis jetzt noch immer in Deutschland insbesondere über die Entstehungsart der Blutkrankheit herrscht.

Im ersten Kapitel wird die Krankheit beschrieben, und dabei einleitend bemerkt, es herrsche diese hauptsächlich da, wo die Landwirthschaft im Großen betrieben werde, wo die Heerden mit künstlichen Wiesenfutter oder von Körnerfrüchten zum Theil ernährt werden. Anfangs September habe der Verf. 54 Gemeinden in den Distrikten Blois, Orleans und Pithiviers bereist, und daselbst die Schafheerden von hundert und zwanzig Landwirthen untersucht. Der von ihm bereiste

Landestheil besitze schöne und zahlreiche Heerden von Merinobastarden der dritten und vierten Kreuzung; die auf den kleinsten Pachtböfen bestehen aus nicht weniger denn 200 und die der größern 9 — 11000 Stücke; der größte Theil derselben besitze eine gute Konstitution. Eine im Jahr 1842 gemachte Zählung zeige, daß Beauce, in welchem die obigen Distrikte liegen, nicht weniger als 1,309,228 Stück Schafe besitze. Die Blutkrankheit habe in diesem Jahre nach glaubwürdigen Angaben in den Distrikten Orleans und Vithivers nicht weniger denn 35,403 Schafe getödtet. Das Stück zu 25 Franken angeschlagen, mache einen Verlust von 885,075 Franken, und es hätte nach diesem, der Wahrscheinlichkeit nach, die Provinz Beauce etwas über 7 Millionen Franken durch diese Krankheit eingebüßt.

Die Krankheit selbst erscheine nicht, wie viele angenommen haben, ohne Vorboten und plötzlich, sondern sie zeige ihr Herannahen durch Zeichen an; diese seien eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit, Drängen an nahe stehende Thiere, als wollten sie sich begatten, lebhaft rothe Färbung der Bindehaut der Augen; das Blut aus der Jugularvene habe eine schwarze Farbe, und gerinne in 3 bis 4 Minuten, auch besitze es einen großen Reichthum an Blutkugeln und Faserstoff, dagegen sei es arm an wässerigen Theilen. Wenn die Heerde sich im Freien befinde, so sehe man oft die fettesten und jüngsten Thiere eine kurze Zeit stehen bleiben, den Kopf in die Höhe strecken, die Nasenlöcher erweitern, das Maul öffnen und mühsam athmen, viele von ihnen lecken während der Fütterung an Mauren, und suchen nach

salpetriger Erde. Nach dem Fressen finde man den Bauch mehr als gewöhnlich aufgetrieben und den Urin roth abgehen. Wenn man bemerke, daß die Fließe einiger Thiere durch den Harn anderer rothe Flecken bekommen, so könne man die Krankheit als im Entstehen betrachten. Auch wenn alle diese Vorboten mangeln, so sei anzunehmen, daß Thiere unter der Heerde, die weiche mit Schleim und Blut vermengte Exkremente absetzen, von diesem Uebel bedroht seien. Der Verf. gibt jedoch zu, daß es auch Thiere gebe, bei welchen sich die heran- nahende Krankheit durch keine Vorläufer zu erkennen gebe, die vielmehr plötzlich aufhören zu fressen, sich dehnen, krümmen, im Kreise herumdrehen, krampfhaft um sich schlagen, einige Tropfen Blut mit dem Urin verlieren und sterben.

Derselbe gibt dann weitläufig die Sektionserscheinungen an. Die Haut ist nach ihm bei allen Thieren mit Blut injiziert, von röthlicher Farbe, und in der Gegend der Ohrdrüsen zeigen sich Blutsugillationen; die Milz erscheine bei weit aus der Mehrzahl vergrößert, statt 1 — 2 Unzen habe sie 1 — 1½ ℥ an Gewicht. Die Schleimhaut des Labes und zum Theil auch die des Dünndarms finde man meist theilweise krankhaft geröthet und verdickt, oder selbst von schwärzlicher Färbung und erweicht. Oft habe der Verf. in den vordern $\frac{2}{3}$ des Dünndarms einen schwärzlichen oder dunkelgrünen Schleim gefunden, der von den Epithelialzellen der Schleimhaut diese Farbe hatte. Am konstantesten seien die Veränderungen der Nieren, durchschneide man diese, so ergieße sich eine Menge Blut aus der Schnittfläche;

die Röhrensubstanz erscheine schwarz. — Die Nasenhöhlen sind nach dem Verf. mit blutigem Schaume angefüllt, die Schleimhaut des Kehlkopfes und der Luftröhre roth gefärbt, die Lungen mit Hirsekorn großen und größern Blutflecken besetzt. Die Lymphgefäße und Lymphdrüsen enthalten blutige Lymphe; die Gefäße der harten Hirnhaut finde man stark mit Blut angefüllt. Bei dem einen gefallenem Stück treten übrigens mehr diese, bei einem andern jene Erscheinungen hervor.

Der Verf. hält das Uebel seiner Natur nach für eine Krankheit des Blutes, und zwar bestehe diese in dem Mißverhältniß zwischen festen und flüssigen Bestandtheilen; des Krucors, Faserstoffes und Eiweiß enthalte dasselbe zu viel, des Wassers zu wenig, und es entstehe deswegen Congestion in den Capillargefäßen. Alle Erscheinungen deuten auf eine übermäßige Thätigkeit im Strome des Kreislaufes, wodurch Austreten des Blutes durch die zerrissenen Haargefäße entstehe. Einen vorzüglichen Gehalt an dem Uebel haben die Blutkügeln. Ref. glaubt indeß, es müsse hier etwas mehr, als ein bloß an plastischen Bestandtheilen und Blutkügeln zu reiches Blut vorhanden sein; denn jedenfalls kann ein solches Blut nur allmählig erzeugt werden, und es ist nicht einzusehen, wie es nun auf einmal einen solchen in den meisten Fällen tödtlichen Einfluß ausüben könne, und ebenso wenig läßt es sich einsehen, wie ein solches Blut schnell die Fäulniß der Kadaver bedinge, die so rasch nach dem Ableben eintritt, und es kann vielmehr mit allem Rechte geschlossen werden, ein Dissolutionsprozeß habe schon während des Lebens in der

Blutflüssigkeit begonnen, und dieser sei nicht bloß durch den zu reichen Gehalt des Krucors 2c. bedingt worden.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den entfernten Ursachen, und zwar ist dieses sehr weitläufig. Der Boden, worauf die Pflanzen wachsen, welche den Schafen zur Nahrung dienen, wird zuerst untersucht; dann die Futterstoffe der Schafe, die Art und Weise, wie sie des Winters und Sommers 2c. gefüttert wurden, mitgetheilt; die Bestandtheile der Nahrung untersucht und hierauf die Ansichten darüber entwickelt, wie die Nahrungsstoffe die Krankheit bedingen, wobei die Erklärung der neuern Chemie über die Zusammensetzung der Gewächse und die nährenden Bestandtheile derselben mit zu Hülfe genommen wird; zuletzt werden Thatsachen, die diese Ansicht beweisen sollen, mitgetheilt.

Im Februar des Jahres 1825 fütterte ein Schäfer gestollenes Korn mit einer Heerde von 200 Stücken, und verlor durch die Blutkrankheit 150 Stücke davon. Im Winter 1839 verlor ein Schafzüchter, der Winterwicken mit Stroh und Körnern fütterte, zugleich Gerste, Hafer und Kleie gab, von 200 Schafen 85 Stücke; in demselben Winter ein anderer von einer ebenso großen Zahl 75 Stücke; auch diese wurden auf ähnliche Weise gefüttert. Ein Schafzüchter kaufte zwei Böcke; vor der Springzeit fütterte er sie gut und kam um sie. Im Februar desselben Jahres verlor ein Schafzüchter 60 Stücke Schafe innert 14 Tagen und zwar durch zu starke Fütterung. Im Jahr 1836 kam ein solcher um 150 Stück Schafe durch dieselbe Ursache. Ein Landwirth verlor im Laufe von 12 Jahren, während welchen er

seine Schafe sparsam fütterte, nur sehr wenig von denselben; 1842, als er genöthigt war, Körner von Gerste und Hafer seinen Schafen als Nahrung zu reichen, gingen 80 Stücke von seiner Heerde zu Grunde. Ein Landwirth mußte 1841 auf dieselbe Weise seine Schafe füttern, und er verlor im Anfang des Sommers 80 Schafe von seiner Heerde. Noch eine weitere Anzahl von Thatfachen werden hier aufgeführt, die dasselbe Resultat liefern, alle einander vollkommen gleichsehen, und zuletzt wird auf Autoritäten hingewiesen, welche der nämlichen Ansicht huldigen: Tessier, Godine der jüngere und Hurtel d'Arboval; dabei wird aber versichert, daß ein Schafzüchter der Krankheit Einhalt durch Fütterung von Luzerne gethan habe. Die Schlußsätze des Verf. endlich sind: Die Landwirthe in der Beauce füttern im Allgemeinen ihre Schafe den Winter zu stark; das Mischkorn von Hafer, Gerste und Kleie wird in zu großen Rationen gegeben. Winterwicken und Platterbsen mit Stroh und Körner geben ein erheizendes Futter, und an diese Ursache reihe sich noch ein prädisponirendes Moment; dieses sei die üble Einrichtung der Schafställe, welche in der Beauce im Allgemeinen klein (eng und niedrig) seien, und zudem in kleinen Schäfereien nur zwei Mal des Jahres gemistet werden. Die schlechte Beschaffenheit der Schafställe bedinge zwar nicht die Krankheit selbst, hingegen den fauligen Charakter. Der Verf. geht dann auf die Ursachen während der Sommerwitterung über, und findet: Die Thiere bringen die Disposition zu dieser Krankheit schon vom Winter und Frühjahr auf den Sommer über; in diesem

selbst wirken die Körnerfrüchte, welche die Thiere auf den Stoppelfeldern erhalten, die große Hitze, welcher die Schafe während der Hürdefütterung ausgesetzt, die Unzulänglichkeit des Getränkes, sowie die unzuweckmäßige Beschaffenheit des letztern, dann auch die Hochgewitter, denen die Thiere ausgesetzt seien, als erregende Ursachen, indem das Blut dadurch zu dicht werde, und fast nicht mehr in den feinen Gefäßen zirkuliren könne.

Im Herbst, in welchem die Thiere mehr wässriges Futter erhalten, fange das Sterben an abzunehmen.

Die Landwirthe in der Beauce haben wenig Kenntnisse von der Schafzucht. Ihr Grundsatz sei der, daß die Schafe viel fressen müssen; sie erleiden großen Verlust, weil sie zu viel gewinnen wollen. In der ganzen Gegend habe er nur einen Schäfer getroffen, der an der Jugularvene Blut zu entleeren verstand; dann walte dasselbst der Mißbrauch, daß die Schäfer Nutzen davon haben, wenn die Krankheit unter ihren Heerden herrsche, da ihnen das Fett der zu Grunde gegangenen Thiere gehöre; sie fürchten daher die Krankheit nicht, ein Theil könne diese selbst wünschen, überhaupt sei ihnen nicht sehr an ihrer Verhütung gelegen.

Die Präservativmittel sind, der Ansicht über die Erzeugung der Krankheit entsprechend, aufgeführt. Die Eigenthümer sollen sich um die Behandlung der Schafe kümmern, und ihre Heerden nicht den Schäfern ganz überlassen; sie sollen den Thieren von Zeit zu Zeit die Augen untersuchen, um sich zu überzeugen, daß dieselben nicht zu viel Blut haben; sie sollen lernen, die Halsblutader zu öffnen; sie müssen das Gewicht des Futters

berechnen, und den Schafen nicht zu viel hiervon geben, den Schäfern den Vortheil, den sie durch diese Krankheit erhalten, entziehen. Zudem wird denselben Anpflanzung und Fütterung von Rüben und Kartoffeln mit ihren Schafen empfohlen. Die Schaffschur sei früher, im Mai statt im Juni vorzunehmen; während der großen Hitze des Tages sollen sie die Schafe nicht auf den Hürden lassen, in den stürmischen Sommernächten und zur Herbstzeit dieselben in Ställen unterbringen; das Wasser müsse man denselben nicht sogleich, nachdem es aus dem Sodbrunnen gezogen ist, sondern einige Stunden nachher reichen. Während des Sommers sollte das Wasser durstlöschend gemacht werden; durch Koch-, Stein- und Meersalz geschehe dieses nicht, besser eigne sich der erfrischende Salpeter hierzu. Die Schwefelsäure, dem Wasser beigemischt, mache dasselbe zu einer erfrischenden Limonade, wenn man auf 200 Quart Wasser ein halbes \mathcal{L} dieser Säure hinzutropfe. Der Essig leiste dasselbe, 8 Quart von diesem auf 400 Quart Wasser geben ein Getränk für 100 — 130 Schafe. Viele Landwirthe lassen die Thiere im Sommer Wasser saufen, in welchem Gerstenschroot enthalten sei; dieses Getränk sei erweichend und abführend, so erfrischend, wie obige Getränke aber nicht. Mit dem meisten, was der Verf. hier ausspricht, sind wir einverstanden, nicht aber damit, den Landwirthen zu empfehlen, Salpeter den Schafen unter dem Getränk zu reichen; — ebenso müssen wir uns wundern, daß derselbe ein mit Schwefel oder Essig gesäuertes Wasser anrath, das sehr wahrscheinlich die durstigen Thiere nicht nehmen, und ebenso

auffallend ist uns, daß er dem Wasser mit Gerstenschroot abführende Eigenschaften zuschreibt. Das kühlendste und beste Getränk, das die Schafe unter solchen Verhältnissen nehmen können, nehmen sollen und auch am liebsten nehmen werden, ist frisches, kaltes, reines Brunnenwasser. Von diesem sagt der Verf., sie ziehen sich Unverdaulichkeiten zu, was indeß wohl nur geschehen wird, wenn man den Thieren, ehe man ihnen Gelegenheit darbietet, solches zu nehmen, großen Durst läßt. Befolgt man die Regel, ihnen Gelegenheit zum Saufen zu geben, so bald sie Durst haben, so wird keine Indigestion entstehen. Dann räth der Verf., die Stoppelweiden nicht zu lange zu befahren, sondern einen Theil der Tageszeit auf Brachfeldern mit den Heerden zuzubringen, bei Klee- und Esperfütterung den Schafen nicht genug von diesem zu lassen, überhaupt die Schafe lieber etwas zu mager als zu fett zu haben. Würden die Landwirthe mehr sich bemühen, ausdauernde gute Gräser anzupflanzen, so würden sie weniger an dieser Krankheit verlieren.

Den Schafen von Heerden, in welchen die Krankheit ausgebrochen, sei an der Jugularvene Ader zu lassen; die Heerde müsse in den Stall gebracht, ein paar Tage auf strenge und dann auf halbe Diät während 14 Tagen gesetzt werden. Als ein sehr wirksames Mittel sei auch die Ueberstiedlung auf feuchte, schattige Weiden zu betrachten. Hier schließt dann der Verf. mehrere Fälle an, in welchen die Versezung der Heerden, unter welchen die Krankheit ausgebrochen, auf solche Weiden, die letztere zuerst beschränkt und dann zum Aufhören gebracht habe,

was zugleich als Beweis der Richtigkeit seiner Ansicht von der Entstehung des Uebels diene. Geheilt könne die ausgebrochene Krankheit nicht werden.

Der Verf. geht nun zur Karbunkelkrankheit über, und sucht den Unterschied dieser von der Blutkrankheit festzustellen; wir gestehen aber, daß wir durch die Darstellung noch nicht ganz von der Verschiedenheit beider Krankheiten, insoweit dieß das Wesen derselben betrifft, überzeugt sind. Die Ursachen zu der letztern Krankheit seien faulige Ausdünstungen aus Sümpfen, Wasserläfen u., ungesundes Wasser, das schleimig, trübe, stinkend sei, ungesunde Beschaffenheit der Ställe und die Ansteckung. Als Unterschiede in den Symptomen betrachtet der Verf.: Fieberschauer im Beginn der Krankheit, der bei der Blutkrankheit mangle, die lividrothen Flecken der Konjunktiva und der Schleimhäute, die brandigen Infiltrationen, die schwarze Farbe und schnelle Zersetzung des Blutes. Die Sektion beider Krankheiten zeige viel Aehnliches mit einander, doch gehen die Kadaver der Karbunkelkrankheit schneller in Fäulniß über; das Blut sei schwarz und gerinne nicht; es zeigen sich serös gallertartige Infiltrationen im Unterhautzellgewebe und zahlreiche Ecchimosen in dem Gewebe sämtlicher Organe.

Zur Verhütung dieser Krankheit räth der Verf. Vermeidung der Ursachen; der Aderlaß als Vorbeugemittel sei hier schädlich, denn er befördere die Entstehung der septischen Elemente. Wenn die Krankheit schon unter einer Heerde ausgebrochen, so sei die Ansteckung zu meiden, die Kadaver sorgfältig zu vergraben und tonisirende Mittel anzuwenden. Verlaufe die Krankheit sehr

rasch, so leiste die Behandlung nichts; habe sie einen langsamern Verlauf, so beweisen sich die Tinkturen von China, Enzian, Kalmus oder konzentrirte Abkochungen von Taufenguldenkraut, Mantwurzel, Eichenrinde 2c., Wein, Bier, Eider (Most), mit Schwefel oder Salzsäure gemischt, nützlich; auch das rabelsche Wasser, Blasenpflaster, Einreibungen von Terpenthinöl, Cauterisation mit dem Glüheisen 2c. werden empfohlen.

Das fünfte Kapitel befaßt sich mit den Pflanzengiften, die auf das Schaf krankmachend einwirken können. Es werden zunächst 6 Arten des Hahnenfußes: *Ranunculus arvensis*, *Sceleratus*, *acris*, *Flamula*, *Lingua*, *bulbosus* aufgezählt, hierauf die Adonisarten, der Rittersporn, die Rühenschelle, die Wolfsmilcharten, der Eisenhut und die Eschensprößlinge angeführt; dann folgen als giftige Gewächse der Taumelloch, die Fingerkräuter, die Sommerwurz, der Rittersporn. Der Herbst zeige keine besondern Giftgewächse. Als Giftgewächse, die den Winter über auf die Schafe einwirken können, betrachtet der Verf. die Kryptogamen, den Brandpilz (*Uredo segetum* und *Uredo carbo, ranuncularum*), der Zwillingbrand, Lohe, Rost (*Puccinia*), der Schimmel; dann erscheinen neben einander das schleimige Futter und die scharfen, zusammenziehenden Pflanzen. Diese Eintheilung der giftigen Stoffe und überhaupt die Betrachtungsweise derselben scheint uns sehr willkürlich und ohne genügende Basis. Die Beschreibung der Giftpflanzen hätte hier besser wegbleiben können. Der Wirkung nach werden dieselben in solche unterschieden, die Magen- und Darmentzündung erregen; in solche, die dieses thun

und zugleich narkotisch, in solche, die verstopfend und endlich in solche, die scharf laxirend wirken. Auch dieser Unterscheidung könnten wir unsern Beifall nicht zollen. Besser gefällt uns, was der Verf. über die Abweichungen der Sektionserrscheinungen, je nach der Gattung des Giftes, gibt. Derselbe sagt, er habe mehrmals Gelegenheit gehabt, Vergiftungen mit scharfen Pflanzen durch Weinessig in kurzer Zeit zu beseitigen. Gegen adstringirende Gifte räth er schleimig-ölige Eingüsse; dieselben werden empfohlen gegen Vergiftungen durch Pilze. Wir halten dafür, es finde sich in der Anwendung einhüllender Mittel gegen Vergiftungen durch scharfe Gifte etwas rationelles, hingegen sehen wir nicht ein, wie der Essig hier gute Dienste thun könne; immer noch standen wir in der Ansicht, es sei die Wirkung des Essigs mehr gegen narkotische als gegen scharfe Gifte gerichtet.

Das, was der Verf. in dem sechsten Kapitel beschreibt, ist nichts anderes, als die bei uns sogenannte Fäule der Schafe, und es ist um so auffallender, wie diese Krankheit die rothe genannt werden konnte, statt daß man sie die blaße hätte nennen sollen, wenigstens wäre diese Benennung eher gerechtfertigt gewesen, als jene. Es scheint, der Verf. habe diese Krankheit der Schafe selbst noch nicht gesehen, denn er beruft sich meist auf andere Schriftsteller; das auffallendste ist aber, daß der Beschaffenheit der Leber mit keiner Silbe gedacht ist, auch von dem Leberdoppelloch, das sich so häufig bei ihr findet, keiner Erwähnung geschieht. Die Verdauungsmaßregeln sind zweckmäßig angegeben, und zur Heilung die geistigen, gewürzhaften und adstringiren-

den Mittel empfohlen, dabei aber mit keiner Silbe der Eisenmittel gedacht, welche doch zu den wichtigsten gehören, die neben guter Nahrung zur Bekämpfung dieser Krankheit in Anwendung gebracht werden können.

Sollen wir kurz über das Ganze unser Urtheil abgeben, so müssen wir dieses dahin fällen: Es sei die erstere Krankheit so abgehandelt, daß sie dem Verfasser zur Ehre, der Wissenschaft zur Vervollkommnung gereicht, für die Schafzüchter wesentlichen Nutzen bringt, und von keinem Schafzüchter und Thierarzte ungelesen bleiben sollte; in Beziehung auf die übrigen, in diesem Werkchen abgehandelten, Krankheiten hingegen ist nur Bekanntes gesagt, und man sieht wohl, der Verf. hat nicht selbst beobachtet, sondern Autoritäten nachgeschrieben.